

Die Stunde des Herrn Archibald Mertel.

Eine Novelle von Paul Hermann Dantwig.

Die Schreibstube der Abteilung für laufende häußliche Angelegenheiten war hell und helllich, dabei von jener Raumbeschichtung nach der Höhe zu, die für Bureauräume meist charakteristisch ist und die belebendste Mütterlichkeit noch deutlicher hervorzuheben läßt. Nur auf dem Fensterbrett neben dem Pult des jüngsten Schreibers stand ein kleiner Blumen- topf, in dem ein paar eingefaltete Bohnen schüchtern Versuche machten, Ranken um die schmalen Säule zu schlängeln. Der kleine Schreiber trug goldfarbendes Haar und war wenig tauglich für den künftigen Beruf eines Stadtschreibers, zu dem ihn sein Vornam bestimmt hatte. Aber es kommt hier nicht so sehr auf den lernenden Jüngling William Vanderbeid an, als auf den Schreibfu- bendorstand Herrn Archibald Mertel.

Von den Pulten der sieben Schrei- ber flogen über den weißen Polio- graphen hinweg ab und zu Blide zu dem Herrn Vorstand, dessen ungenügende, herbe Persönlichkeit und inappet. Kurz angebundenes Wesen genügt hatten, die Schreibstube der Abteilung für laufende häußliche Angelegenheiten zum Muster aller Schreibstuben im Rathaus zu machen. Er selber war im Dienst, so wie er und geistlich bis zum letzten und verlangte gleiche Ver- waltungsmäßigkeit von seinen Unterge- orden. Individualitäten und Aus- nahmsfälle kannte er nicht — gestern heute und morgen sahen einander ähnlich, und so war es auch. Selbst heute, am letzten Tage, schien nichts das Glück seiner Natur unterstütz- ter zu haben. Sein häßlich, hart- toses Gesicht, in dem ein paar merk- würdige graue, braunsprenkelte Au- gen sahen, war wohl ein Schelm grünlücher als früher — eine leib- folge der Gelsucht, die ihn jäh be- fallen hatte, als ihm der Rat ohne sein Wissen die Mitteilung seiner bevorstehenden Pensionierung machte. Anfangs hatte er es gar nicht glauben wollen, als er aber dann im Ant- blitz am Morgen lesen mußte: Der Bureauvorstand Archibald Mertel tritt nach fünfundsiebzigjähriger Tätigkeit bei Ablauf des Quartals in den wohlverdienten Ruhestand, da trat ihm vor Genuß seiner Früh- stücksfemmel ein wenig seiner Galle ins Blut. Aber Herr Archibald Mer- tel war es gewohnt, sich zu beherr- schen, und sein Schreiber merkte ihm in diesen Tagen die geringste Verän- derung an.

Seine war der letzte Tag. Mit dem Glanzschlage zwölf würde er die Feder aus der Hand legen, und der andere würde es an seines Statt- nehmen, der andere, der schon lange auf seinen Posten lauert. Er war zu dem Zeitpunkt des Auftritts in dem Vorzimmer des Herrn Archibald Mertel war es gewohnt, sich zu beherr- schen, und sein Schreiber merkte ihm in diesen Tagen die geringste Verän- derung an.

Jetzt fiel die Frühmorgenstunde mit einem schrägen, schmalen Streifen, wie ihn die Dacharchitektur der gegenüberliegenden vierstöckigen Her- ger zuließ, in die Schreibstube. Herr Mertel konnte das blickende Sonnenlicht betrachten, mit einem schra- gen, hörbaren Auszug der grünen Dreiwörte, der seinen Fenster zu. Drei junge Schreiber, die sich gerade in einer leise geflüsterten, angeregten Unterhaltung befanden, zogen zu- sammen, und nur traf sie aus noch der scharfe Blick des Vorstandes. Gefirg deutete sie ihre Köpfe über die weißen Kanzleisäulen, und die Be- dener flogen, sie hatten einen Heiden- respekt vor dem Alten, selbst jetzt noch, wo er doch so gut wie erlobigt war.

Nun hatte der Vorstand den letzten Federstrich getan. Die alte Kathau- uhr am Turme holte zum Schlage aus — zwölf.

Die sieben Schreiber sahen noch ungeduldig an ihren Pulten, sie durf- ten nicht früher aufstehen, bis der Herr Vorstand fertig war. Nun trat er herein, gemessen, trocken wie immer, und in seiner Stimme tönte keine Bewegung mit. „Meine Herren, wie Sie wissen, scheide ich mit heute aus dem Amt. Leben Sie alle wohl.“

Wallung hart beim Ehe genommen und mit Ladel nicht gepast. Dem Jüngling war die Rote der Scham brennend ins Gesicht gestiegen, aber Worte der Verteidigung hatte er nicht gefunden. Herr Mertel konnte seiner ganzen Anlage nach wenig gün- stig über einen Schreiber denken, der häußliches Eigentum zu Gloria be- nutzte, aber er unterdrückte doch die Wallung, ihm beim Abschied ein kurz- zes freundliches Wort zu sagen. Es wäre eine Auszeichnung gewesen, die der Jüngling wohl nicht verdient hätte.

Vorgangam schritt Herr Mertel die Reineren Stufen hinab, über die ihn mit Ausnahme kurzer Urlaubs- und Festzeiten sein Fuß lange, lange Jahre hinüber tagaus tagein geführt hatte. Mechanisch erwiderte er den Gruß des diensttuenden Schutzman- nes. Er wußte, daß er von allen Untergeordneten geschätzt wurde — heute zum letzten Mal. Wenn er jetzt auf die Straße trat, war alles zu Ende, was ihm Lebensinhalt bedeutet hatte. Und nichts wurde auch nur für eine Sekunde unterbrochen; das Rücken, das aus dem großen Betriebe fiel, war sofort ersetzt, die geheimen lau- fenden Angelegenheiten gingen ohne ihn ruhig ihren Gang.

Was war seine fünfundsieben- zigjährige Arbeitszeit — ein Nichts. Mit dem Tode war es ja auch zu Ende, aber er lebte und atmete noch und fühlte sich genau so frisch wie an jedem Tage.

Die schwere Metalltür fiel haltend ins Schloß, so nun war es vorbei. Den dummen Schmerz, den er in die- sem Augenblick fühlte, konnte er mit aller Selbstbeherrschung nicht unter- drücken. Der Weg zu dem einsachen Speltheuse, in dem er seit mehr als drei Jahrzehnten nach dem Tode sei- ner Mutter sein einfaches Mittag- mahl einnahm, war in Sonne gebau- det, die Ueberfülle von Licht und Wärme empfand er als belästigend, und die Menschen erschienen ihm alle so unendlich fern. Er begriff überhaupt den Frostwind und das La- chen nicht, das Leben war doch wahr- schaftig erst genau.

Das Maß, das ihm eine alte, schwächelnde Kellnerin reichte, mün- delte ihm nicht wie sonst. Was es wohl die anderen in den Ruhestand Versetzten trieben? Er wußte ja, daß es Kollegen gab, die das Ausruhen für den einzig erstrebenswerten Zu- stand hielten, aber die hatten Fami- lie, Weib, Kinder und Enkel oder allerlei Liebesabereine. Was hatte er? Weshalb sollte er sich von einer be- ruhigten Tätigkeit ausruhen, die sein Lebensabend geordnet war? Wenn jubelte sollte er die langen Stunden des Tages hier verbringen, er hatte ja niemand, dem er sich irgendwie anvertrauen konnte, nicht Mensch noch Tier. Es war schrecklich zu denken. Hoffig sprang er auf, zahlte schnell und ging. Die brave Kellnerin, der dieses Abweiden von pünktlich ge- übten Gewohnheiten ganz seltsam vorkam, schaute ihm höchst verwun- dert nach.

Herr Archibald Mertel bog von der lärmenden Verkehrsstraße in das gewirkte Schmalere, dunkler, schalen- artigem Gassen ein, durch die er auf Umwegen in seine Wohnung gelang- ten konnte. Die Stille, die Dämme- rung läten ihm für den Augenblick wohl. Aber die einmal aufgeschred- ten Gedanken stießen sich durchaus nicht zerlegen. Er war ein erlebter Mann, es konnte nicht anders sein, er wäre gestorben und läge im Grab. Wenn er sich an eine Hoffnung, einen Gedanken anflammen könnte oder an eine Vergangenheit, eine Erinne- rung! Aber nichts, gar nichts tauchte auf, ein glattes, geordnetes, in siche- rer Alltagsbahn geführtes Leben lag hinter ihm. Die wichtigsten Augen- blicke, den Tod der Eltern, die auf Veranlassung seiner Braut gefällte Verlobung, hatte er als unabweis- bare Schidungen hingenommen, der schnurgetate Lauf seiner eigenen Li- nie war dadurch nicht unterbrochen worden.

Nun hatte er Urlaub bis zum Ende seines Lebens. Wie alt mochte er werden, er stand im vierundsiezig- sten Lebensjahr — zehn Jahre konnte er gut und gern dauern, seine De- ane waren, wo er wußte, alle ge- sund. Zehn Jahre — ein Tag wie der andere, er allein in seiner Ein- samkeit. Eine Formooge fleg in ihm auf gegen die, die seinen Abschied ver- anlasht hatten aus irgend einer Be- rechnung, die er nicht anerkennen konnte. Er hätte etwas tun müssen, etwas Unerhörtes, Schreckliches, von dem er sich keine festen Vorstellungen machen konnte. Er redete seinen rechten Arm zu beständigen großen Gesten empor, blanke Schweißperlen tropfen auf seiner Stirn. Oh, er würde es ihnen zeigen, dem Bürgermeister, dem Rat, der ganzen Sipe, umsonst sollten die geheimen laufenden An- gelegenheiten der Stadt nicht durch seine Hände gegangen sein. Ein Jüden ging durch die banere Gestalt des alten Mannes, so erstickt er bei diesem Gedanken. Ihn war, als wüßte er kein einziges ehrenhaftes Le- ben ausüben sollen. Er fühlte sich plötzlich sehr elend, ein Bedürfnis noch Aufzehen überkam ihn. Seine Wohnung, die er seit Jahrzehnten im zweiten Stockwerk eines alten Hau- ses innehatte, war nicht fern. Die

Hausmeisterin, ein besahres Weib- lein, eng mit dem alten Hause ver- wachsen, versorgte ihn recht und schön. Herr Archibald Mertel ent- schied nicht. Wenn er das Bedürf- nis nach Unterhaltung verspürte, las er; neben statischen Schriften, in die er sich immer wieder versenken konnte, bevorzugte er fesselamere Weisheiten, die ihn unterhielt, weniger durch den Inhalt als durch die Ver- schiedenheit und Eigenart der Schrift- sturen, die er mit Genuß fortlierte. Manche Schatz war durch Zufall in seine Hände geraten, den er dem eigentlichen Wert nach durchaus nicht für würdigen wußte. Sonst hätte ihm seine Sammlung stets ange- nehme Zerstreung bereitet, heute ver- sagte auch dieses Mittel, den einen beobachtenden Gedanken zu vertreiben. Im Gegenteil, die Menge der be- wahrenen Papiere und Pergament- stücke stößten ihm eine Art Grauen ein.

Auf seinem alten Ledersofa fant er endlich in einen Schlaf, der ihm aber nur geringe Erquickung brachte. Er hatte wahrhaftig ge- trauert, allerlei konfus, wirres Zeug, eine Erinnerung aus Schul- uren: unermüdlich sah er sich selbst einen unechteren Stein über eine taubige Landstrasse wälzen.

Sah er denn anderes getan sein ganzes Leben? Er verstiel in dumpfe Grübelein über seinen Zustand, wo er auch immer seine Hand austrecken würde, sie blieb leer — leer. Er zermartete seinen Kopf um einen Anknüpfungspunkt mit dem Dasein, er fand keinen. Eine dumpfe Äng- stung der Torheit seiner Lebensfüh- rung fleg in ihm auf. Groß ohne Beimpfung einer notwendigen Gew- sindung erfüllte ihn völlig. Der Gedanke, den er vor ein paar Stunden erschrocken zurückgewiesen, tauchte wieder auf, nein, nein — aber ge- weider mußte etwas, die Totenlosig- keit quälte ihn namenlos. Sein Bild fiel wieder auf die Handblätter, die peinlich in blaue Aktenordner geordnet in den Fächern eines großen Regals aufgeschleppt lagen. In dieser Ein- mung erschien ihm die Sammlung als der Gipfelpunkt der Lächerlich- keit in seinem Leben. Die Woge ohnmächtigen Jörnes waltete wiederum hoch, mit Haupfingung stürzte er sich auf die blauen Aktenordner, rih die Blätter heraus, zerstreute sie in dem benachbarten geordneten Zimmer und schlepte ganze Pakete zum alter- tümlichen Ofen. Die sollten bren- nen, die alten Pergamentreste, die weißen und vergilbten Bogen ver- gaanener Jahrzehnte mit den ver- schönlchten, funktvollen Buchfaden, mit denen er jetzt nichts mehr zu tun haben wollte, in Flammen sollten sie aufgehen, alles in Flammen. Von fast fanatischem Eifer zur Vernich- tung seiner Schätze erfüllte, entging ihm das Bochen an der Eingangs- tür. Endlich brach die eine schüchtere Hand die Klinke herunter, und die Tür wurde jaghaft geöffnet. Ein junger Mensch sah sich langsam her- ein, der junge Schreiber mit dem goldfarbenen Haar, Willi Vander- beid.

Herr Archibald Mertel, der vor dem Ofen hockte und zusammenge- haltts Papier in die weite, dunkle Öffnung schob, blickte zur Tür, denn ein leiser Windzug hatte ihn getro-ffen, und gegen Zug war er sehr empfindlich. Empört sprang er auf, als er den Eindringling bemerkte.

„Was wollen Sie hier — wer hat Ihnen erlaubt, einzutreten? Sie sehen doch, daß ich ausziehe!“

„Mein Koffer überhörten Sie, und die Hausmeisterin sagte doch, Sie wären zu Hause.“

„Was haben Sie bei mir zu tun, wie kommen Sie dazu, mich aufzu- suchen? Gehen Sie!“

Der Jüngling schien keinen ande- ren Empfang erwartet zu haben, er blieb müll stehen.

„Ich wollte Ihnen so gern etwas Freundliches erwirken und weiß doch nicht wie.“

„Sie mir? Wie kommen Sie dazu, gerade Sie?“

„Ich dachte, da geht einer hin und hat sein Leben verloren — wie muß er leiden!“

Der alte Vorstand, der vollkom- men seine Haltung wiedergewonnen hatte, sah mit wachsender Bewunde- rung auf den jungen Menschen.

„Woher wissen Sie das?“

„Das fällt man im Inneren, ich sehe es den Traurigen an, wenn sie traurig sind, auch wenn sie ihr All- tagsgeschäft machen.“

„Da muß man sich ja vor Ihnen in acht nehmen.“

„Es ist kein Geld da. Anfangs war ich wohl traurig, daß alle Hoff- nungen zu Ende sein sollten. Nun aber habe ich gedacht, daß man sich innerlich doch entwickeln kann auch in der Enge. Und dann lese ich viel. Ich habe Lieblinge, Jean Paul, oh, den sollten Sie kennen lernen, er würde Ihnen gewiß auch gefallen.“

„Jean Paul?“

„Wenn Sie erlauben, bringe ich Ihnen einmal einen Band. Wenn ich wiederkommen darf, zubringlich möchte ich nicht sein.“

„Was wollen Sie bei mir altem, erkranktem Manne?“

„Oh, das dürfen Sie nicht sagen. Das Allerbeste kann doch jetzt erst kommen. Daran muß man jeden Tag denken.“

„Das Allerbeste kann doch jetzt erst kommen,“ sagte der Alte leise nach. „Gehen Sie jetzt, ich möchte allein sein. Sie haben mit wohl getan, und wenn Sie mögen, dann kommen Sie wieder.“

„Was sich der Jüngling zur Tür waltte, rief ihn der Alte noch ein- mal an, und seltsam, der Ton klang schon wieder ein wenig nach Bureau- vorstand.“

„Vanderbeid, ich habe Sie gefrankt, vor einigen Wochen, als Sie das Kanzleipapier betriffelten; es war nicht so schlimm gemeint, aber Sie müssen doch einsehen, es geht nicht, denken Sie: häußliches Eigentum!“

William Vanderbeid lächelte, ein kleines, gutes Lächeln, das das junge Gesicht älter machte, wissender, ge- reist.

„Ich habe es Ihnen nicht nachge- tragen. Sie müssen ja so handeln.“

Dann ging er. Herr Archibald Mertel aber blieb in einer schlaffen Stimmung zurück. Da er nie in seinem Leben einen Menschen ge- braucht hatte, wirkte es ihm doppelt bewegend, daß sich jetzt ein freund- liches Gemüt zu ihm waltete ohne Zwang, aus dem Antrieb eines gu- ten Gefühls. Es gab auch für ihn etwas anderes als die Genossenschaft seines geliebten Alltags, etwas Fer- nes, Ungelantes. Wenn er noch verfuhte, es auf seine alten Tage tenen zu lernen, vielleicht würde auch er das Gute und Schöne finden, sobald er die Augen richtig öffnete.

Die Umordnung in seinem Zimmer beschämte ihn, er verfuhte, so gut es ging, den früheren Zustand wieder herzustellen. Die alten Handblätter würden ihm nichts mehr tun können. Und bei diesem Gedanken überkam ihn ein Glückempfinden, wie er es noch nie erlebt hatte. Und mit die- ser Empfindung stellte sich das Ver- dienis ein, sich dankbar und freund- lich zu erweisen. Wenn er dem Jüngling eine Uhr schenkte — ihm selbst war das einmal ein erstrebens- werter Besß gewesen. Aber nein, das genigte nicht, ihm mußte einmal Gelegenheit gegeben werden, die Bahn frei zu machen. Und das sollte ge- schehen.

Herr Archibald Mertel setzte sich ohne Aufbruch an seinen Sekretär und verfügte über sein ererbtes und er- sparertes Vermögen zugunsten des Schreibers William Vanderbeid. Das neue häußliche Wasserwerk, für das er zuerst bestellte hatte, würde auch ohne sein Geld gefördert und vollendet werden. Als er Testament und Begleitbrief fix und fertig mit der Adresse seines Rechtsanwalts vor sich sah, hatte er zum ersten Male in seinem Leben eine Ahnung von der Freude, die in der Sorge für einen anderen Menschen liegt.

Ein leises, schüchternes Hoffen auf ein besseres rote, warme Abend- sonne in seinen alten Tagen geleitete ihn, als er sich zum Schimmer legte. Er glaubte, und der Glaube war ein Glück, das ihm diese Stunde zur- reichten in seinem Leben machte. Ihn blieb die Enttäuschung erpart, wie trügerisch der Glaube ist, am Ausgang eines Lebens eine neue Auffassung der Dinge gewinnen zu können.

Er sollte aus dem Schlafe, der sich nach den bewegenden, aufstrebenden Erlebnissen des Tages so erquickend auf seine Lider senkte, nicht wieder ermannen. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Still und kamplos war er hinüber- gegangen. Aber auf seinen Sagen lag ein Würdbrud, wie ihn der Be- stende nie besitzen: ein Schimmer von dem Glück seiner Stunde.

Der letzte Trachenberg.

Der alte Trachenberg pfiff und tobte heute wie seit Jahren nicht mehr. Er schloß der alte Baron Trachenberg die Fenster seines Arbeitszimmers nicht. Die Schätze seiner losen, grünlüchlichen Joppe wurden hin und her geschüttelt. Durch sein lan- ges, weißes Haarhaar fuhr der starke Lichtschein.

„Er aber schien das alles nicht zu merken.“

Ruhig, jeden einzelnen Schein- walden Daumen und Zeigefinger hin und her schwebend, jähzte er umständ- lich die Stunde, die ihm soeben der Verwalter für die letzte Spiritus- sendung abgeliefert hatte.

„5672 Mark! — Es stimmt, Breit- ler.“

Der Mann an der Tür tat einen halben Schritt ins Zimmer hinein.

„Frage Sie einmal, Herr Baron.“

„Nicht ich kann es tun! Als ich hierin kam — hatten Sie sich näm- lich schon — selbst versehen.“

„Aber auch ein schöner und lieber Herr! Mit Augen wie die liebe Sonne und mit einem Herzen wie Gold. Nur zu viel Feuer — viel zu viel Feuer.“

Der Mann an der Tür drängte jetzt diese Gedanken geistlich zurück und sagte hastig:

„Ich traue dem Jungviehstall nicht halbes, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abge- deckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

Der alte Trachenberg sann einen Augenblick nach.

„Lassen Sie das Bornort bringen. . . Dann müssen wir's eben hinnehmen, wie es kommt.“

„Jawohl, Herr Baron!“

„Nun war der alte Trachenberg al- lein.“

Er hatte plötzlich das Geld, das ihm doch zur Weiterführung der Wirtschaft so bitter notwendig war, vergriffen. . . nur den Brief des Ent- sets, der dankbar lag, sah er. Ihn las er jetzt, obwohl er doch jede Zeile kannte.

„Du mußt mir noch einmal helfen, Großvater. Ein letztes Mal. . . Es sind 5000 Mark. . . Segen Mittag bin ich bei dir.“

Und zwei Uhr war es bereits. Das alte Gesicht unter dem schnee- weißen Haar verhärtete sich. Die Au- gen wurden hell und toll. Schmal la- gen die Lippen unter dem langen, wehenden Bart.

Wenn heute der Entel käme, würde er feststellen.

„Seine Walle in Jörn und Schmerz auf. Er hatte gestern erfor- schen, daß einer herzlosen, gewinnlich- gen Schaulpielerei jene Summen zu- fahningegeben hatte, daß es Ehren- schulden seien. . .“

Wenn er nur erst da wäre, der Entel! Alles, was er in dieser lan- gen, schweren Nacht durchlitt, wußte er auf die jungen Schultern abla- den. Mochte er sich ihnen und vor- übergehend zusammenbrechen. . . Der verliebte Narr. . . Ein oder zwei Jahre Süd-West würden ihn schon holen.

Pfänglich schwand die Härte aus dem alten Gesicht. Er liebte ja diesen einzigen Entel — den letzten jungen Trachenberg — über alles! Aber gerade, weil er ihn liebte, mußte er diesem schmerzbar unarmberzig sein.

Durch den rasenden Sturm tollte ein Wagen heran. . . Da kam er, der in der Verbannung sollte, wohl schon. . .

„Da. . . was war das?“

„Und er sagte tonlos und heiser: „Sib dir keine Mühe. . . ich kann dir kein Geld geben, kein Pfennig.““

Den schlanken, geschmeiglichen Köp- per schüttelte es wie ein Krampf.

„Ich brauche kein Geld mehr, Großvater.“

„Um so besser. . .“

„Kann ich ein wenig schlafen. Großvater? Ich bin die ganze Nacht umhergeritten. Der Gaul ist kaput.“

„Ja, schlaf nur, und nachher. . . wollen wir zusammen reden.“

„Das wollen wir, Großvater!“

„Das dies ein Gespräch werden, wels- ches über Leben und Tod entscheide, achten Sie in diesem Augenblick jede Silbe.“

„Über solche, nachdem die ersten Worte gefallen waren, füllten sie es.“

„Eine Stunde später war's! Der alte Trachenberg rih den Entel aus dem totenähnlichen Schlaf — stieß ihn vor sich her — schleppte ihn mit seiner übermenschlich- en Kraft ans Fenster und schrie ihm entgegen:

„Warum brauchst du plötzlich kein Geld mehr? — Warum nicht?“

„Ich kann noch nicht darüber spre- chen, Großvater.“

„Aber ich kann es tun! Als ich herinkam — hatten Sie doch näm- lich schon — selbst versehen.“

„Aber auch ein schöner und lieber Herr! Mit Augen wie die liebe Sonne und mit einem Herzen wie Gold. Nur zu viel Feuer — viel zu viel Feuer.“

Der Mann an der Tür drängte jetzt diese Gedanken geistlich zurück und sagte hastig:

„Ich traue dem Jungviehstall nicht halbes, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abge- deckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

Der alte Trachenberg sann einen Augenblick nach.

„Lassen Sie das Bornort bringen. . . Dann müssen wir's eben hinnehmen, wie es kommt.“

„Jawohl, Herr Baron!“

„Nun war der alte Trachenberg al- lein.“

Er hatte plötzlich das Geld, das ihm doch zur Weiterführung der Wirtschaft so bitter notwendig war, vergriffen. . . nur den Brief des Ent- sets, der dankbar lag, sah er. Ihn las er jetzt, obwohl er doch jede Zeile kannte.

„Du mußt mir noch einmal helfen, Großvater. Ein letztes Mal. . . Es sind 5000 Mark. . . Segen Mittag bin ich bei dir.“

Und zwei Uhr war es bereits. Das alte Gesicht unter dem schnee- weißen Haar verhärtete sich. Die Au- gen wurden hell und toll. Schmal la- gen die Lippen unter dem langen, wehenden Bart.

Wenn heute der Entel käme, würde er feststellen.

„Seine Walle in Jörn und Schmerz auf. Er hatte gestern erfor- schen, daß einer herzlosen, gewinnlich- gen Schaulpielerei jene Summen zu- fahningegeben hatte, daß es Ehren- schulden seien. . .“

Die gutherige Schlange.

Auf der Straße fand ein Bauer eine Schlange. Sie war vor Kälte ganz starr. Er hatte mit dem armen Tier Erbarmen, hob es auf und steck- te es in den Busen. Hier erholte sich die Schlange rasch, und als sie merkte, daß draußen die Sonne zu schei- nen begann, spinnfizierte sie: „Wenn ich jetzt dem armen Mann in die Brust beiße, stirbt er sofort. Nein, ich tue es nicht, das wäre eine un- edle Handlung.“

„Und sie trug vorhöchtig heraus und ließ ihm in den Fuß.“

„So bleibt er weniqtens am Le- ben, wenn sie ihm auch seinen Fuß abschneden müßten,“ sagte die gut- mütige Schlange und eilte davon.

Das berittene Echo.



Fremder: „Im Hirschgrund war doch früher ein so wunderbares Echo?“

„Dös is a schwerer Reiter wor- den!“

„Im Jörn. Direktor zu ein- nem Angestellten: „Sie find doch der größte Esel des Jahresbunds!“

Buchhalter: „Herr Direktor — Sie vergessen sich!“

Vom Drillplatz. Leu- nant: „Es ist nur gut, Müller, daß Sie das Pulver nicht erfunden ha- ben, das wäre eine schöne Wagen- schmiere geworden!“

Der Sängter.



Gattin: „Es ist schrecklich, Ar- tur! Seitdem du der Wiederstafel beigetreten bist, kniepst du viel mehr, als sonst!“

Gatte: „Trinke, wem Gesang ge- geben!“

— Der junge Arzt. Ach, Sie diesten ja so himmlisch, Herr Doktor!“

„Ja, wissen Sie, Fräulein Bill, irgendeine Beschäftigung muß man doch schließlich haben!“

Verhätaliches Alter.



„Uffo 40 Jahre war's Ihr Berges- führer. Habt Ihr denn jetzt noch eine Beschäftigung?“

„Ach na, hiegt sich i mi nur alle Tag' da auf an Etou in d' Sunn, und schaug' zua, wie die Lou- risten abfall'n.“

— Widerlegt. Ein Vater gab seinem Sobne Lehren und tadelte ihn wegen zu frühen Aufstehens.

„Beruhm,“ sagte er zu ihm, „wel- ches die Vorteile des Fröhigs sind. Ein Knabe, der zeitig aufgestanden war, fand mitten auf der Straße eine Wörse voll Geld.“

„Aber Papa,“ bemerkte der Knabe, „berjenige, welcher sie verlor, war noch vor dem Finder aufgefunden.“